

(Nachdruck verboten.)

21)

Böse Mächte.

Roman von Jonas Lie.

XV.

Gjertrud konnte wohl sagen, daß dies das glücklichste Jahr ihres Lebens gewesen war, vom Beginn des Frühlings an, als Abraham kam, bis jetzt, wo er wieder reisen mußte.

Sommerbilder von Fußwanderungen, Bootfahrten, jetzt zuletzt der Ausflug auf die Alm hinauf, die zu Johnstons Grundbesitz gehörte, in Gemeinschaft mit Abraham, Klaus, der Schwester und deren Gatten auf Heje. — Die Geselligkeit, während Frau Malcolin und die jugendlichen Verwandten Johnstons besuchten, — und es hatte nicht an Spannung und Aufregungen gefehlt, während des Zusammenseins mit den Cousinen. — Alle die Male, wenn sie von der Munterkeit und Lustbarkeit heimkehrte, — während es in ihr den ganzen Tag von Enttäuschungen und Ueberraschungen gewogt hatte. — Und dann die amüsanten Sitzungen im Frühsommer, als der Vater gemalt wurde. — Das alles glitt wie ein Panorama an ihrer Erinnerung vorüber.

Abraham hatte die Reise von Woche zu Woche, bis tief in den Herbst hinein, aufgeschoben. Sie ahnte wohl weshalb.

Und nun kam endlich die Entscheidung. Morgen abend wollte er mit dem Dampfschiff seine Rückreise nach Paris antreten.

Sie hatte ein Gefühl, als umhülle eine tiefe Finsternis alles, was hinter jenem Tag lag, ein leerer Winter trotz häuslicher Geschäftigkeit und geselligen Verkehrs. Sie war sich so klar darüber, daß es für sie nur darauf ankam, die Zeit zu genießen, so lange sie währte. Unter der Qual und dem Jubel des Herzens hatte sie sich im Laufe des Sommers zu dieser Erkenntnis durchgerungen, hatte sich gefeiert, indem sie daran dachte.

Und nun war es so weit!

Er kam hinter ihr her, als sie um die Mittagstunde aus der Stadt heimkehrte. Sie wußte, daß er ihr auf der Landstraße aufgelauret hatte, um allein mit ihr zu sprechen. Sie war alle diese Tage wie im Fieber einhergegangen — und nun hätte sie doch in den Bach springen können!

„Sie müssen es verstanden haben, Gjertrud,“ begann er bleich und verlegen, „was Sie mir sind, und doch wage ich es nicht, Ihnen das zu sagen, was ich sagen möchte. Sie haben sich mir gegenüber den ganzen Sommer verschanzt hinter dieser abscheulichen Kameradschaft, dieser aufrichtigen Schwesterlichkeit. Hören Sie mich einmal an, Gjertrud!“ Er ergriff ihre Hand und betrachtete sie. „Die könnte mir mein Glück schenken, es liegt dort in der warmen, feinen Höhlung. Sie brauchen es nur loszulassen. Ihre Hand hat so gute, sichere Linien.“

Er suchte ihre Augen. — „Sie wissen, ich liebe Sie — ganz wahnsinnig — ich habe Sie gewiß schon viele Jahre geliebt. Schauen Sie nicht fort! Ich habe heute nacht gelegen und geweint wie ein Kind, weil es mir war, als schüttelten Sie den Kopf, so zu Tode betrübt.“

„Ich sehe zu klar und deutlich, daß Sie nicht glücklich mit mir werden können! Ich habe nichts von dem leichtesten Künstlerblut, das Ihre Frau haben muß. Ich würde nur ein Mühlstein werden, Abraham, der Sie hinabzöge. Können wir denn nicht Freunde sein, aufrichtige, gute, treue Freunde? Ich verspreche Ihnen, daß ich das mein Leben lang sein werde.“

„Ich wußte, daß Sie mir die brave, bürgerliche Redlichkeit entgegenhalten würden. Aber ich liebe Sie, Gjertrud. Begreifen Sie denn nicht, welche Kraft und Freude Sie für mich sind? Sehen Sie das nicht? Verstehen Sie es nicht? Ach, es ist zum Wahnsinnigwerden, denn ich weiß, daß auch Sie mich lieben, und doch —!“

Erfüllt Sie denn noch immer diese stumme Indignation von wegen dieser Modelle?“ rief er ungeduldig aus. Er hatte längst erraten, daß das die Stelle war, wo sie zu verlegen war, er ahnte nur nicht, daß es die entscheidende tödliche Wunde war, an der alles zwischen ihnen strandete!

„Ich bin nur eine Spießbürgerseele, das wissen Sie ja. Ich hatte darüber nachgedacht, ob ich mich wirklich diesen

Sommer von Ihnen sollte malen lassen, weil Sie so in mich drangen — ob Sie mich dann auf diese Weise auch von sich „wegmalen“ würden, wie Sie es nennen. — Aber, offen gestanden, ich wagte es nicht. Man ist nicht immer stark, Abraham.“

„Sie meinen, ich bin so ein Wachsflappen, daß“ —

„Ich meine, Sie sind eine glühende Künstlerseele, ja — und ich könnte vielleicht ein Porträt werden, wenn ich von Ihnen in schwarzen Stil gebracht würde,“ entgegnete sie bitter.

„Gjertrud, nun verhöhnen Sie mich.“

„Nein, das thu' ich nicht, ich weiß, ich stelle Sie so hoch, ach, gewiß zu hoch!“ Sie weinte. „Aber ich sehe weiter als Sie, ich bin nur so praktisch, wirklich, hier handelt es sich um das ganze Leben, und ich glaube nicht, daß Sie danach angethan sind, Ihre Freude nur an einer Einzigen zu haben. Ich weiß, daß ein Tag kommen müßte, wo ich Ihnen im Wege wäre, wo Sie sich unter der Last einer Liebe hinstrecken würden, mit der Sie längst fertig sind.“

„Abscheuliche Weisheit! Es wendet sich alles in mir um. Aber es sind nur Redensarten, Gjertrud: Zwei, die einander wirklich lieb haben, wagen es!“

„Ich bin keine von Ihren edlen, vorurteilsfreien Damen,“ entgegnete sie kühl, „so eine Vittoria Colonna oder etwas ähnlich Erhabenes, wie Sie vielleicht denken.“

„Genau so erblickte ich Sie diese Nacht!“ rief er angst-erfüllt aus.

Sie empfand ein beklemmendes Gefühl, daß dies ein Ende haben müsse. Vielleicht war es ihr Vater oder Klaus, der dort auf dem Wagen die Landstraße entlang kam.

„Ich hätte Ihnen etwas erwidern können, Gjertrud, daß ein Künstler auch eine Seele hat; und die ruft Ihnen zu, daß ich Ihrer bedarf, wenn mein Leben Freuden haben, wenn das, was ich an Fähigkeiten besitze, zur Entfaltung kommen soll. Und dann erwidern Sie mir mit einer gottserbärmlichen Kleinlichkeit, daß ich auch andre Frauen malen werde! Ach, wie engherzig, wie engherzig! Glauben Sie denn nicht, daß Sie mehr für mich sind, als daß Sie die Rivalität weiblicher Farbeneffekte zu befürchten hätten! Wie gründlich ich Sie kenne, Gjertrud! Es ist mir immer, als ob das, was ich erreichen kann, erst den rechten Wert gewinnt, wenn ich es in Ihren Augen wiedersehe. Mit Ihnen würde ich die Kraft zu dem allen erlangen; wir beide, die wir schon so miteinander verwachsen sind!“

„Ach Gott, ach Gott, Abraham!“ rief sie aus, „Sie wissen doch, daß niemand etwas dazu thun kann, daß es so ist. Ich bin nur eine ganz gewöhnliche, leidenschaftliche Frau, die vor Eifersucht sterben würde, die alles hassen würde, was Sie umgiebt, und die Ihnen Ihr Leben und Ihre Kunst vergiften würde. Ich thue es ja jetzt schon.“ flüsterte sie voller Verzweiflung und wandte sich hastig um, dem Wagen des Vaters entgegeneilend, der die Landstraße herunter kam.

— „Zum letztenmal? Wie?“ — fragte der Direktor, während er anhielt und die Tochter aufsteigen ließ. — „Sind zu Hause bei uns gewesen, um Abschied zu nehmen? Nicht? So?“ Er sah so eigenartig von ihm zu Gjertrud hinüber. „Ah so, auf der Dampfschiffbrücke.“

XVI.

Sinnend ging der Direktor am nächsten Nachmittag umher. Die Thür nach der Küche und nach dem Hof stand offen, und er erteilte persönlich Befehle, ging hinunter und beaufsichtigte, wie die Kellerfenster für den Winter geschlossen und verstopft wurden.

Er stand am Büfett und starrte gedankenlos ein allerliebstes kleines Etui mit altmodischen Karaffen und kleinen vergoldeten Gläsern an, das ihm Johnston zu einer Reise geschenkt hatte. Es war, als starre er mehr und mehr auf den Grund, als suchte er etwas zwischen den Gläsern, irgend einen unangenehmen Zusammenhang.

Um, es mußte doch seinen Grund in irgend etwas haben, sonst war es unbegreiflich, daß Abraham wirklich abreiste, ohne —

Daß er bis über die Ohren in sie verliebt war, das unterlag keinem Zweifel, und dann plötzlich Lust, nur Lust, er macht sich ganz einfach aus dem Staube.

Ob sie etwas höher hinaus wollten? Nein, aber, aber, etwas mußte denn doch dahinter stecken!

„Du, Zette!“ sagte er ins Wohnzimmer hinein, er hängte die Schlüssel an, nachdem die Kellergehächte in Ordnung gebracht war, „es war sehr richtig, daß Gertrud heute nicht mit nach dem Dampfschiff hinunterging.“

„So, meinst Du das auch?“ kam es ein wenig zögernd heraus.

„Es war richtig, sage ich Dir,“ wiederholte er mit Nachdruck; sein Gesicht war dunkelrot, aber er suchte die üble Laune zu bemeistern.

„Ja, ich bin auch ganz Deiner Ansicht, lieber Bratt!“

„Hm! Hol' mich der Teufel!“ Hastig schritt er vor ihr auf und nieder. „Ich meinte, Du solltest es wenigstens ein bißchen sonderbar finden — das Ganze.“

„Das weißt Du ja!“ Frau Bratt jentte den Blick auf ihre Arbeit hinab.

Er blieb eine Weile stehen: „Sorgst Du wohl dafür, daß sie ein wenig flott gekleidet ist? Ich finde, sie geht reichlich einfach. Hör' einmal, Zette, Du mußt Dich mir darin fügen, ich hab' es mir nun einmal in den Kopf gesetzt, daß sie nach der feinsten, neuesten Mode angezogen wird. Zum Teufel auch. Du kannst Dir die Sachen ja einfach verschreiben!“

Er begab sich auf sein Comptoir.

Gegen acht Uhr kam Klaus nach Hause und ging in ziemlich gehobener Stimmung im Zimmer hin und her.

Ja, man hatte Abrahams Abreise ganz festlich begangen, mit Champagner und Reden unten bei Theßen an der Brücke!

Er nickte ganz stolz und selbstbewußt bei der Erinnerung. — „Ich sollte meinen, wir haben ihn auf ehrenvolle Weise expediert! — Adjunkt Sunde brachte sein Wohl aus, — fürchterlich vorsichtig und nüchtern. — „Ebenso wie sein Talent die Anerkennung der Sachkundigen im Auslande gewonnen habe“, sagte er; — er erging sich Gottlob nicht weiter über diesen Punkt; — hier war ja eine gute Gelegenheit für den Herrn Adjunkten, uns durch übertrieben starke Ausdrücke zu prostituieren. — Auf die Finesse dagegen, fuhr Klaus fort, „auf die ging er flott los, — daß es nur so eine Art hatte! — über Abrahams Zukunft, wie seine Umgebung hier in der Heimat ihm nicht nur mit Spannung sondern mit Erwartungen, die zum Höchsten berechtigten, folgen würde, — als dem, — so lautete der Schlusssalveffekt des Adjunkten, — dessen Name einst mit dem Ruhm der Stadt verbunden sein würde. —

Theßen war ganz göttlich wichtig gewesen! — hatte so ganz ruhig und trocken erzählt, wie er einst zu Johnston aufs Comptoir gekommen wäre und Abraham getroffen hätte. Anfangs hätte er immer ein Papier unter die Faktura geschoben, — so daß Theßen schließlich glaubte, er sähe da und machte Fälschungen, — bis er eines Tages eine abscheuliche Zeichnung entdeckte, ein Kamel mit einem Menschenkopf, das ihm den starken Verdacht einflößte, die Karikatur einer Persönlichkeit zu sein, die nicht allzu fern von ihm selber läge. — Und seit der Zeit habe er nie wieder nachgeforscht, sagte er. — Und wenn es soweit kam, daß auch ich zur Veränderung den Kothurn bestieg und ganz einfach beredt wurde! — ich erntete sogar großartige Bravos, — dann will ich gar nichts mehr sagen. —

Aber dies war nur der erste Akt! —

Der zweite Akt ging auf der Brücke vor sich. Da kam der Gesangverein aufmarschiert. Wir nahmen Abschied von ihm auf der Landungsbrücke, als er an Bord ging.

Und dann, im selben Augenblick, als das Dampfschiff vom Ufer abstieß, donnerten wir los: „Setzt die Maschine in Gang, Herr Kapitän!“ Rings Tenor klang ganz brillant über das Wasser hin, als sie abdampften: Lebwohl, lebwohl auf dem schaukelnden Grund,“ sang Klaus voller Begeisterung.

„Abraham grüßte und lachte. Gleich darauf aber schwang er die Miße so großartig in der Luft, und als wir uns umwandten, um nachzusehen, so hatte, weiß Gott, Madame Michelsens Hotel grand honneur gemacht in dieser Veranlassung, und die große Flagge gehißt.

Das war der dritte und letzte Akt, der setzte dem Ganzen die Krone auf.

Und dafür kann er sich bei Madame Michelsen bedanken,“ erklärte er voller Entzücken; — „sie ist ganz vernarrt in Johnston, seit er ihr diese Diligence verschafft hat.“

(Fortsetzung folgt.)

Verdorbene Speisen.

Die heiße Jahreszeit ist der Hausfrau nicht erwünscht. In ihr verderben die Speisen mit unheimlicher Schnelligkeit, selbst der Eisschrank kann es nicht völlig verhüten. Ist das Verderben so gründlich, daß die Nahrungsmittel schon im Aussehen unappetitlich, im Geschmack und Geruch ungenießbar geworden sind und fortgeworfen werden müssen, dann ist nur der materielle Schaden zu beklagen. Wir sind aber besser daran als in den Fällen, in denen die Nahrungsmittel durch Abwaschen, Abkochen und Zusatz von Würzen noch genießbar gemacht, „gerettet“ werden können. Denn diese, wie manche sich einreden wollen, noch nicht ganz verdorbenen Speisen enthalten oft Gifte, die den Menschen krank machen und selbst töten.

Alljährlich liest man von Fleisch-, Milch-, Käse- und Fischvergiftungen, und die Fälle häufen sich gerade um die heiße Jahreszeit. Erkrankungen können wohl durch Fleisch und Milch verursacht werden, die von kranken Tieren stammen und hinter dem Rücken der Sanitätspolizei in den Konsum gebracht worden sind, in den meisten Fällen aber waren Fleisch- und Milchwaren von Anfang an tadellos; sie sind erst nachträglich verdorben und gesundheitsgefährlich geworden.

Die Ursache des Verderbens ist für verschiedene Speisen im Grunde die gleiche. Die Wärme befördert die Entwicklung der Fäulnisbakterien, und indem diese sich rasch vermehren, leben sie von Fleisch, Milch usw., zersetzen die Nahrungsmittel und erzeugen dabei auch giftige Stoffe. Je nach der Art der Bakterien, nach der Beschaffenheit des Nährmittels oder nach der Dauer der Zersetzung können diese Stoffe mehr oder weniger schädlich sein. Wie heftige Gifte aber dabei zuweilen entstehen, das mag nur aus einem Beispiel erhellen. Aus 100 Gramm verdorbenen Störflisches hat man nur drei Milligramm Botantropin gewinnen können, aber dieses Gift ist so heftig, daß diese kleine Menge genügen würde, um zwei Menschen zu töten.

Unter den Erkrankungen infolge des Genusses von verdorbenen Speisen ist die unter dem Namen Wurstvergiftung bekannte besonders berüchtigt. Sie ist gewissermaßen eine Landeskrankheit, indem sie in bestimmten Gegenden häufiger als in anderen aufzutreten pflegt. Das hängt mit der landesüblichen Wurstbereitung zusammen. Man hängt in den betreffenden Gebieten die Würste nicht in den abgekühlten Rauch hoch oben im Kamin, sondern in den heißen Rauch, nahe dem Feuer. Durch die Einwirkung der Hitze bildet sich dann eine trockene feste Hülle um die Würste, die das Eindringen der antiseptischen Substanzen des Rauches in das Innere der Wurstmasse außerordentlich erschwert. Hierdurch aber wird den Fäulnisbakterien im Innern der Masse freies Spiel gelassen. Vielsach herrscht auch die Unsitte, Würste in Kisten und Kästen, anstatt an luftigen Orten aufzubewahren. Am häufigsten veranlassen auch darum Blut- und Leberwürste, namentlich aber die durch ihre Größe ausgezeichneten Präparate, die man als „Schwartenmagen“ und „Preßjad“ bezeichnet, Vergiftungen.

Die ersten Erscheinungen dieser Erkrankung treten verhältnismäßig spät ein, etwa 12 bis 24 Stunden nach dem Verpeisen der Wurst. Die Symptome sind zahlreich; Aufstoßen, Erbrechen, Brennen im Schlunde, Durchfall mit Verstopfung abwechselnd, Leibschmerzen treten anfangs auf; daneben besteht Kopfschmerz, es kann zu Ohrensausen, Schwindel, Gehörstörungen und Sehstörungen kommen. Die Sterblichkeit ist hoch, man schätzt sie auf 40 Proz. der erkrankten Individuen; natürlich ist auch die Menge der verzehrten Wurst von Einfluß. Selten erfolgt der Tod rasch, sondern meist erst nach vier bis acht Tagen, und gleichfalls langsam tritt die Genesung ein. In durchaus ähnlicher Art verlaufen Erkrankungen infolge des Genusses von anderen verdorbenen Fleischwaren und Fischen. Mitunter aber essen viele Leute absichtlich in der Zersetzung fortgeschrittenes Fleisch. Das Wildbret soll den Hautgout besitzen. In einem solchen Fleisch braucht sich kein Gift gebildet zu haben, die Möglichkeit, daß es geschieht, ist aber nicht ausgeschlossen. In der That sind Fälle bekannt, wo nach dem Genuß eines solchen Wildbrets die Tafelgenossen erkrankten.

Auch von Speisereften, die nicht ganz einwandfrei sind, gift das selbe. Manches Unwohlsein, mancher Magen- und Darmkatarrh ist ohne Zweifel die Folge des Genusses verdächtigter Fleischstücke. Wo es sich um geringere Grade der Zersetzung und kleinere Mengen handelt, brauchen auch nicht alle Mitglieder der Familie oder alle Tafelgenossen zu erkranken, denn die Empfänglichkeit des einen ist größer als des andern.

Deftler wird auch die Käsevergiftung beobachtet, eine Erkrankung, die sich nach dem Genuß von verdorbenem oder zu altem Käse einstellt. Ihr Verlauf gestaltet sich in der Regel so, daß zwei bis vier Stunden nach Genuß von Käse Erbrechen und wässriger Durchfall erfolgen, die Magenregion ist dabei schmerzhaft. Blasse Gesicht, schwacher Puls und allgemeine Niedergeschlagenheit treten hinzu. Die Vergiftung nimmt nur selten einen tödlichen Ausgang. Das Gift entsteht hier auf dieselbe Weise, wie in verdorbenem Fleisch; es wird von besonderen Bakterien erzeugt. Vielleicht kommen dabei mehrere giftige Stoffe in Frage, einen hat man aus solchem Käse genommen und ihm den Namen Tyrotogin beigelegt.

Auf diese Art können auch andere Milchwaren und Milchspeisen gesundheitsgefährlich werden. Tyrotogin kann sich in verdorbenem Sahnen- und Quark- oder Käsestücken bilden, man hat es in Eiscreme und in Vanille-Eis nachgewiesen in Fällen, in denen diese Er-

Krankungen geführt haben. Eis und Vanille trugen daran nicht die Schuld, die Sahne war schon verdorben, bevor sie einfrohr.

An der Käsevergiftung erkrankten nicht nur einzelne oder Familien, die solchen verdorbenen Käse gegessen haben; man hat auch Massenkrankungen beobachtet, so z. B. in Pennsylvania eine solche von 50 und in Michigan sogar eine von 200 Personen.

Besonders leicht fällt das Fischfleisch der Fäulnis anheim, und Erkrankungen infolge des Genußes von verdorbenen Fischen sind durchaus nicht selten. Deshalb ist mit Resten von Fischspeisen während der heißen Jahreszeit besondere Vorsicht geboten; man sollte die frisch gekochten oder gebratenen Fische gleich aufzehren; eine Aufbewahrung von Tag zu Tag ist selbst bei Benutzung eines Eischranks mißlich. Ähnlich verhält es sich mit den Fischen in Konservendbüchsen, die man geöffnet hat. Auch in diesem Falle ist eine rasche Verwendung geraten. Von Krebsen und Hummern muß dasselbe gesagt werden.

Als eine gesundheitsgefährliche Nahrung müssen schließlich alle Pilze erwähnt werden. Sie faulen leicht, schon im Walde, und es bilden sich dabei auch in den sonst völlig unschädlichen, wie Steinpilz oder Champignon, bedenkliche Gifte. Verwendet man solche Pilze mit in der Küche, dann können leicht Vergiftungen erfolgen. Man pflegt dann zu sagen, es seien giftige darunter gewesen; oft aber waren die eßbaren nur verdorben.

Natürlich sind auch pflanzliche Nahrungsmittel ähnlichen Wandlungen unterworfen, obwohl bei ihnen die Fäulnis nicht so rasch fortschreitet, wie bei den obengenannten.

Die Schädlichkeit „angegangener“ Nahrungsmittel, besonders der Speisereise, wird noch nicht genügend gewürdigt. Oft sucht man für eine Erkrankung nach allen möglichen anderen Gründen, nur nicht nach den nächstliegenden. So wurde früher die Kupfervergiftung, die durch Speisen, die in kupfernen Kesseln gekocht wurden, entstanden sein sollte, ins Treffen geführt. Es darf nicht geleugnet werden, daß Kupfersalze giftig sind, aber in den Mengen, in denen sie beim Kochen entstehen, können sie unmöglich so schwere Erscheinungen hervorrufen, wie man sie bei den sogenannten Kupfervergiftungen beobachtet hat. Genauere Untersuchungen haben denn auch gezeigt, daß es sich in den meisten jener Fälle um verdorbenes Nahrungsmittel in kupfernen Kesseln gehandelt hatte.

Ist nun einmal eine Erkrankung durch den Genuß verdorbener Nahrungsmittel entstanden, so muß schleunigst ärztliche Hilfe in Anspruch genommen werden; aber verhüten ist leichter als kurieren. Das sollte man beherzigen. Für die Hausfrauen ergibt sich ein besonderes Regime für die heiße Jahreszeit. Man kaufe nur frische Ware und gerade so viel, als man Tag für Tag verbrauchen kann. Man staple keine Vorräte für längere Zeit an leicht verderblichen Nahrungsmitteln, hauptsächlich nicht an Fleischwaren. Das ist gut möglich, da in der Hitze die meisten so wie so ihren Fleischgenuß einschränken. Man wird dabei vielleicht auf manche Annehmlichkeit verzichten müssen, dafür aber auch vor leichteren Magen- und Darm-erkrankungen sich schützen, die sich besonders im Sommer einstellen.

Viele Naturvölker, die in tropischen Gegenden leben, haben vor Speisereisen eine heilige Scheu. Sie meinen, daß man mit ihnen Rauber treiben, den Menschen, der sie übrig gelassen hat, krankmachen könne. Sie vernichten darum die Speisereise, vergraben sie oder werfen sie ins Meer. Das ist nicht ökonomisch, aber z. B. bei Fischfang treibenden Völkern in den heißen Tropen durchaus nicht unhygienisch. —

C. Falkenhorst.

(Nachdruck verboten.)

Schwarze, blaue und grüne Rosen.

Wer hat nicht schon das Märchen von der schwarzen Rose vernommen, die auf einem Eichbaum wachsen soll, sofern man ein Rosenreis drauf pflöpft? Von wie ungezählten Leuten ist das Experiment nicht in alten Zeiten versucht worden? Heute unternehmen es nur noch die Kinder, um dann gläubig und gespannt der Dinge zu harren, die da kommen sollen. Aber das Resultat ist immer dasselbe — das Reis verdorrt und der Stamm treibt Eichenblätter, wie zuvor. Eiche und Rose sind ihrer Art nach viel zu verschieden, als daß sich eine mit der anderen veredeln ließe. Noch nie ist eine schwarze Rose oder eine Rose überhaupt auf einem Eichbaum gewachsen und noch nie hat eine schwarze Rose auch sonstwo ihre Blüte der Sonne geöffnet. Sie ist eine Märchenblume, die nur im Lande der Phantasie, aber nicht auf unserer Erde wächst.

Und doch findet man in den Gärtnereikatalogen häufig schwarze Rosen angepriesen, und viele Leute lassen sich Exemplare davon kommen, hoffend, daß es gärtnerischer Kunst gelungen ist, der Königin der Blumen ein Trauergewand anzuziehen. Sie sind um ihr Geld auch nicht betrogen, denn die Stämmchen gedeihen und treiben Rosen — herrliche Rosen, voll und duftend, mit sammetigem Schimmer, aber nicht schwarz, sondern tiefrotbraun. Die Knospen haben thatsächlich einen schwärzlichen Schein, doch je weiter sie sich öffnen, desto heller werden sie. Auch pflegen die ersten Blüten in jedem Jahre die dunkelsten zu sein, jede weitere erscheint röter und leuchtender. Erst die Knospen im Spätherbst, die nicht mehr aufblühen, weil der Frost sie überdeckt, werden wieder schwärzlich. Sonnenschein und Wärme müssen doch wohl auf die Farbe wirken, um sie frischer und leuchtender zu machen. Die schwärzlichen Rosen habe ich in Klausthal im Harz gesehen; in dem dortigen rauhen Klima gedeihen die Rosen ohnehin schlecht.

Nicht viel anders verhält sich's mit den blauen Rosen. Während die Gärtner die schwarze Rose jedoch für ein Traumgebilde halten, das sich niemals verwirklichen kann, haben sie die Hoffnung, blaue Rosen zu erzielen, keineswegs aufgegeben. Ein Fachmann äußerte einmal, unter all den ungezählten Blumenzüchtern, die sich mit der Hervorbringung neuer Varietäten beschäftigen, wäre wohl kaum einer, der sich nicht im Stillen diese Aufgabe gestellt hätte. Der, dem sie gelangt, würde binnen kürzester Zeit ein vielfacher Millionär werden. Alle fünf Jahre mindestens taucht mit Bestimmtheit das Gerücht auf, daß das große Problem gelöst wäre, aber bald stellt es sich entweder heraus, daß die angeblich blaue Rose eine nur leicht ins Blaue fallende Karminrose ist, oder es wird behauptet, daß das kostbare Stämmchen durch irgend einen bösen Zufall vernichtet sei.

So durchlief vor einigen Jahren eine Notiz die Zeitungen, bezugnehmend auf eine Sendung blaublühender Rosenstämmchen, die für die Ausstellung in Chicago bestimmt waren, verloren gegangen sein sollte. Gelegentlich einer französischen Gartenbau-Ausstellung hielt ein französischer Blumenzüchter einen sehr interessanten Vortrag, in welchem er die Ansicht aussprach, daß die Lösung der Aufgabe nur vermöge von Rosenbäumchen möglich wäre, die auf Aepfel veredelt wären. Die Aepfelgewächse, Aepfelstrücker, stehen den Rosen verhältnismäßig nahe, und wiederholt soll es gelungen sein, Rosenreis auf bestimmte Aepfelsorten zu pflanzen. Da nun andererseits beobachtet ist, daß auf Aepfel veredelte Ebereschen und Balsamgewächse besonders geeignet sind, um Farbenkunststücke damit zu machen, so meinte der vorerwähnte Gärtner, daß das wahrscheinlich auch für die auf Aepfel veredelte Rosen zutreffen würde. Das Auditorium schüttelte anfänglich die Köpfe über diesen Ausführungen, und die meisten wollten überhaupt nicht glauben, daß sich Rosen und Balsamgewächse auf Aepfel veredeln ließen; als der Sprecher dann aber verschiedene Stämmchen zum Beweis seiner Behauptungen vorzeigte, verhielt man sich der Sache gegenüber doch nicht mehr so skeptisch, wie zuvor. Blaue Rosen vermochte freilich auch er nicht zu produzieren.

Was nun die grüne Rose anbetrifft, so besitzen wir diese schon seit mehreren Dezennien. Einen Haken hat die Sache freilich auch, insofern nämlich, als diese Rose nicht aus Blüten, sondern aus Laubblättern besteht. Es ist eine richtige, wenn auch nicht gerade große Rose mit Rosenkeld, Staubfäden und allem, was zu einer Rose gehört. Die gut gefüllte Blütenkrone bildet sich aber, wie schon gesagt, aus dem lederartigen gezackten Rosenlaub, auch riecht sie gleich diesem. Diese grüne Rose stellt jedoch kein Produkt gärtnerischer Kunst dar, vielmehr hat man es mit einer zufälligen Mißbildung zu thun, die sich bei der Vermehrung als konstant erwies. In dem Garten meiner Eltern gab es eine ganze Anzahl grünblühender Hochstämme, die ungeheuer reich blühten. Meist waren drei bis fünf Rosen an einem Stengel. Wenn die Blume an sich auch nicht besonders prächtig ist, so erweist sie sich zu Bindezwecken doch sehr wertvoll. Unter ihren farbenleuchtenden Schwestern sieht sie reizend aus.

Wie wenig verbreitet die Species ist, beweist dessenungeachtet der Umstand, daß vor etwa fünfzehn Jahren ein Stettiner Gärtner, in dessen Garten ein Exemplar wuchs, von den Leuten, die sie zu sehen kamen, Entree nahm. Uebrigens ist es auch schon gelungen, grüne, aus Blütenblättern lombinierte Rosen zu erzielen, leider gingen sie aber stets rasch ein und ließen sich nicht vermehren. In einer Königsberger Blumen-Ausstellung war z. B. vor mehreren Jahren ein kleines Rosenstämmchen in einem Blumentopf aufgestellt, an dem ein winziges grünes Köschchen blühte. Es erfreute sich allerdings dünner nach Rosen duftender Blütenblätter, war im übrigen aber viel weniger schön, als die grüne Rose aus meinem elterlichen Garten. Denn während diese letztere frischgrün war, besaß jenes tränkliche Blüthen eine schmutzig grau-grüne Farbe. Auch hat das Bäumchen nur eine einzige Rose hervorgebracht, um dann zu verdorren. —

M. Rosa.

Kleines feuilleton.

Sein Augenmaß. (Nachdruck verboten.) Ein Hund war auf die Straße gestürzt. Dabei hatte der Köter ein Pferd so in Schrecken gesetzt, daß es den Wagen umwarf, und der Besitzer desselben die Arme brach. Jetzt stand der Eigentümer des Hundes vor Gericht, ängstlich darauf acht gebend, wie sein Rechtsanwalt die Zeugen ansprach. Die am meisten belastende Aussage wurde von einem einfachen, alten Manne gemacht, der alles gesehen hatte und sich ruhig und sachlich äußerte; der Rechtsanwalt unterwarf ihn schließlich einem scharfen Kreuzverhör.

„Sie waren also, wie Sie sagen, in der Nähe des Pferdes und des Hundes. Wie nahe waren Sie?“

„Ja, ich denke . . .“

„Es kommt ja gar nicht darauf an, was Sie denken. Ich will wissen, wie weit Sie von dem Pferde und dem Hunde entfernt waren.“ sagte der Rechtsanwalt.

„Ich vermute . . .“

„Ich will nicht wissen, was Sie denken oder vermuten. Ich will eine klare Antwort auf meine Frage.“

„Aber ich wollte ja nur sagen . . .“ begann der Zeuge zaghaft.

„Wollen Sie auf meine Frage antworten oder nicht?“

Der Zeuge erwiderte und seine Augen flammten auf; dann antwortete er mit tödlicher Ruhe: „Ich befand mich genau 23 Fuß vom Kopfe des Pferdes entfernt.“

„Ah! Wollen Sie behaupten, daß Sie solche Entfernungen mit großer Genauigkeit abschätzen können?“

„Ja, sicher!“

Der Anwalt rieb sich die Hände; dann zum Gerichtshof sich wendend, sagte er: „Meine Herren, die Fähigkeit des Zeugen, Entfernungen mit dem Auge genau zu messen, ist sehr bemerkenswert. Ich fühle mich jedoch verpflichtet, von ihm einige Proben hier in untrer Gegenwart zu verlangen.“ — Dann zu dem Zeugen: „Geben Sie uns einmal einen Beweis Ihrer Kunst und sagen Sie, wie lang dieser Raum hier ist.“

Der alte Mann ließ sorgfältig seinen Blick das Zimmer entlang schweifen und antwortete dann prompt: „33 Fuß 7 Zoll.“

„Jetzt,“ sagte der Rechtsanwalt zuversichtlich, „werde ich Ihnen den Unterschied zwischen der Thatfache und der Prahlerei zeigen. Wollen die Herren gestatten, daß das Zimmer gemessen werde?“

Es wurde Befehl gegeben und zu jedermanns Ueberraschung lautete das Resultat: „33 Fuß 7 Zoll.“

Der Anwalt des Verklagten wurde rot. „Ein kleines Spiel des Zufalls,“ sagte er. „Der Zeuge soll uns jetzt sagen, wie breit das Zimmer ist.“

„Genau 22 Fuß 4 Zoll,“ erwiderte der Alte, seinen Bart streichend.

Der Gerichtsdiener maß die Entfernung. „22 Fuß 4 Zoll,“ lautete wieder zum nicht geringen Staunen der Anwesenden das Ergebnis.

Vergerlich wandte sich der Rechtsanwalt an den Gerichtshof. „Es ist offenbar, daß hier irgend ein Trid im Spiele ist. Ich will dem Zeugen noch eine Frage vorlegen. Zeuge, wie hoch ist der Raum?“

Der Alte durchmaß mit dem Auge die Entfernung zwischen Fußboden und Dede, dann antwortete er: „14 1/2 Fuß.“

Der Anwalt forderte eine Leiter. Grimmig stieg er hinauf und begann zu messen. Langsam kroch er wieder hinunter: „Zehn, zwölf, dreizehn, vierzehn — vierzehn und ein halber Fuß.“ Ein gewaltiges Gelächter aus dem Munde der Anwesenden begleitete die Verkündigung des Resultats.

Der Zeuge ist gerechtfertigt; was auch immer der Anwalt dagegen einwenden mag. Und obwohl der mutlose Rechtsanwalt sich nachzuweisen bemühte, daß sein Klient überhaupt keinen Hund hielt und daß des Klägers Pferd von der Fallsucht behaftet sei, es nützte alles nichts, der Gerichtshof sprach dem Kläger den geforderten Schadenersatz zu.

Einige Zeit nachher erfuhr der Rechtsanwalt, daß der Zeuge — der ruhige alte Mann mit dem Augenmaß — den Fußboden und die Wandtäfelung des Raumes hergestellt habe. Er war Zimmermann. — (Tit-Vits.)

ss. Die Grenzen der Schärfe. Es wird im allgemeinen angenommen, daß das äußerste, was das bloße Auge in der Betrachtung des Himmels zu leisten im stande ist, in der Wahrnehmung von Sternen bis zur sechsten Größe besteht. Obgleich einzelne Beobachter mit ungewöhnlich scharfen Augen unter günstigen Bedingungen noch Sterne wahrnehmen mögen, die um fast eine ganze Größenklasse schwächer sind, so ergibt sich doch jene Grenze aus einem Einblick in die verschiedenen Sternkataloge, die der Aufzählung der mit unbewaffnetem Auge sichtbaren Sterne gewidmet sind. Der ehrwürdige Almagest des Ptolemäus enthält Sterne bis zur Größe von 5.38 abwärts. Das Verzeichnis des arabischen Astronomen Sufi geht bis 5.64 die neue Uranometria des berühmten Vanner Astronomen Argelander verzeichnet noch Sterne von 5.74, der neue Himmelsatlas von Heis sogar solche von 6.06, die allgemeine Uranometrie von Houzeau solche von 6.40 und die argentinische Uranometrie von Gould solche von 6.71. Argelander hat ausgesagt, daß der von ihm als 6. Größe bezeichnete Helligkeitsgrad so schwache Sterne enthält, wie er sie von der Sternwarte in Bonn noch gerade wahrnehmen konnte; allerdings giebt er zu, daß sein Auge nur mäßig scharf gewesen sei. Houzeau hat noch solche Sterne wahrgenommen, die selbst unter günstigen Bedingungen nicht dauernd, sondern nur in Zwischenräumen erkennbar waren. In der äußerst klaren Luft, die der Sternwarte zu Cordoba in Argentinien besonders günstige Verhältnisse gewährt, hat Gould gefunden, daß in sehr klaren Nächten Beobachter von mittlerer Gesichtsschärfe noch bis zur 7. Größenklasse der Sterne mit ihrem Auge reichen. Er schreibt diesen Zustand allerdings hauptsächlich der Höhenlage der Sternwarte zu. Verschiedene Beobachter auf der Lid-Sternwarte haben gleichfalls unter den günstigeren Verhältnissen der Atmosphäre noch Sterne bis zur 7. Größe erkannt. Wenn nun die Frage aufgeworfen wird, warum das Auge hier seine Grenzen findet, so ist die Beantwortung weniger einfach als man glauben möchte. Der eigentliche Grund liegt in der Hauptfache wahrscheinlich in dem Licht, das selbst in den klarsten Nächten und auch in Himmelsgegenden, die von der Milchstraße am weitesten entfernt liegen, vom Hintergrund des Himmels ausgestrahlt wird. Ein Astronom, der gegenwärtig an der Lid-Sternwarte arbeitet, hat sich lebhftig bemüht, eine genaue Prüfung seiner eignen Sehschärfe mit Bezug auf die schwächeren Gestirne vorzunehmen, und zwar unter ganz besonders sorgfältigen Maßnahmen. Es wurden an ein großes Fernrohr zwei Schirme zur Abblendung des Himmelslichtes befestigt. Diese Schirme waren in der Mitte von einer kleinen Öffnung durchbohrt, die den Ausblick nach einem Punkt des Himmels gestatteten. Aus dem Fernrohr waren selbstverständlich die Gläser

zuvor herausgenommen. Nun wurde ein Stern von einer der fraglichen Größenklassen ausgewählt und das Fernrohr nach Richtung und Höhe genau auf den Punkt eingestellt, an dem der Stern zur gegebenen Zeit sich befinden mußte. Da mit jedem Stern die Versuche mehrmals wiederholt wurden, so konnten in drei Nächten nur elf Sterne beobachtet werden. Unter diesen Vorsichtsmahregeln waren noch Sterne bis zur Größe 8.5 sichtbar. Bis zur Größe 8.0 konnten die Sterne jederzeit gesehen werden, obgleich eine gewisse Anstrengung des Auges dazu erforderlich war. Die Wahrnehmung von Sternen der Größe 8.1 bis 8.5 war allerdings sehr schwierig und gelegentlichen Fehlschlägen ausgesetzt, namentlich wenn das Auge durch die Anstrengung des Suchens nach einem so garten Lichtpunkt bereits ermüdet war. —

Meteorologisches.

— Das Meteorologische Institut hat die von dem Abteilungs- vorsteher Dr. Siring bearbeiteten Ergebnisse der Gewitter- beobachtungen in den Jahren 1898, 1899 und 1900 veröffentlicht. Es sind hierbei die Beobachtungen von mehr als 1400 Stationen verwertet, die über das ganze norddeutsche Beobachtungsgebiet ziemlich gleichmäßig verteilt sind und in den letzten beiden Jahren durchschnittlich über 40 000 Gewitter- meldungen eingeliefert haben. Trotz dieses umfangreichen Materials hat sich ergeben, daß eine geraume Beobachtungszeit dazu gehört, um in die scheinbare Regellosigkeit der Gewitterthätigkeit ein gewisses System zu bringen und festzustellen, welche Gegenden gewitterreich und welche gewitterarm sind. Aus den jetzt vorliegenden fünfzehn- jährigen Beobachtungen läßt sich mit einiger Sicherheit feststellen, daß das schlesische Gebirgsland am gewitterreichsten, Schleswig-Holstein am gewitterärmsten ist. In ersterem kamen im Durchschnitt dieser fünfzehn Jahre 25.1, in letzterem nur 16.9 Gewittertage vor. Im ganzen Gebiet entfallen auf das Bergland 21.8, auf das Tiefland 20.3 Gewittertage. Von den einzelnen Monaten hat der Juli die meisten Gewittertage, im Durch- schnitt aller Beobachtungen in den 15 Jahren jährlich 5.2, dann folgen der Juni mit 4.8, der August mit 4.1 und der Mai mit 3.5. Während auf diese 4 Monate 81.5 Proz. aller Gewittertage entfallen, kamen auf die 4 Monate vom November bis Februar nur 0.97 Proz. Eine besondere ausführliche Bearbeitung haben in dem vorliegenden Werke die Gewitterböden vom 3. Juli 1898 er- fahren. Diese Untersuchung hat wichtige Ergebnisse geliefert, insofern dabei die periodische Wiederholung der Gewitter, die wie riesenhafte Wellen auf einander folgten, ungemein scharf zu Tage trat, sobald man sich nicht auf die Betrachtung der elektrischen Entladungen beschränkte, sondern auch die Erscheinungen der sogenannten stillen Gewitter, nämlich der Wind-, Hagel- und Regenböden, berücksichtigte. —

Humoristisches.

— Kenomage. „Nun, Ihre Haare sind auch verschwunden?“
Schaufpieler: „Ja, die haben die Weisheitsstürme, die mich immer umbrausen, weggefegt!“ —
— Erinnerung. Sie: „Weißt Du noch, hier an diesen Stachelbeersträuchern hatten wir unser erstes Rendezvous!“
Er: „Ach ja, acht Tage nachher habe ich noch Leibschmerzen gehabt!“ —
— Beruhigend. „Du, Sepp, was ist denn das: „delirium tremens“?“
„Das is, wenn einer so viel sauft, daß er 'n Verstand ver- liert... brauchst also la Angst z' haben!“ —
(„Regendorfer Blätter“.)

Notizen.

— Der einst viel gelesene Romanschriftsteller Gregor Samarow (Dskar Meding) ist in Charlottenburg gestorben. Von Anfang der siebziger bis hinein in die achtziger Jahre schlachtete er so ziemlich die ganze Zeitgeschichte zu Romanen ein. —
— Die englische Regierung hat dem Schriftsteller Justin Mc Carthy eine Jahrespension von 5000 M. zugetwandt. Mc Carthy ist Irländer und war früher Mitglied der Iren-Fraktion des Unterhauses. —
— Der in Aegypten gefundene Papyrus, der die Schrift des Aristoteles vom Staate der Athener enthält, wird von F. G. Kenyon in London als Anhang zur Berliner Ausgabe der Aristoteles-Kommentare herausgegeben werden. —
— Das Stipendium der Adolf Menzel-Stiftung, 750 M., wird wieder ausgeschrieben; es kam mehrere Jahre hintereinander an denselben Bewerber vergeben werden. —
— Preise von insgesamt 150 M. schreibt der Berliner Exlibris-Verein aus. Gefordert wird ein Exlibris für Volks- bibliotheken; es muß in schwarz und weiß ausgeführt und zur Vielfältigung in Strichätzung geeignet sein. Ein Raum für Eindruck des Bibliotheknamens ist in der Zeichnung vorzusehen. Größe des Originals = 12 x 17,2 oder 16 x 23 Centimeter. Letzter Einlieferungstermin ist der 1. November 1903. Alles Nähere durch Langenscheidt, Berlin SW., Halle'schestraße 17. —
— Das vollständige Skeletteines Mammuts ist dieser Tage im Gonter Komitat (Ungarn) aufgefunden worden. —